Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 208 (1935)

Artikel: Spiel mit Florence
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657857

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

brochenen Rippen — wenn's gut gegangen ist — gibt es dafür noch 500 Dollars Entgelt.

Bettelpfennige sind es geworden, für die der „Mann im Schatten" sein Leben aufs Spiel setzen muß, nur damit der sogenannte Held oder die sogenannte Heldin durch eine Kette aufregender und unwahrscheinlicher Sensationen glücklich zum vorschriftsmäßigen „happy end" gelangen, und man kann das noch nicht einmal bedauern.

Der amerikanische Sensationskitsch, der bedenkenlos Menschenleben zum Opfer nahm, um einem nicht minder bedenkenlosen Kinopublikum einen angenehmen Nervenkitzel zu bieten, mag ruhig und getrost bis auf das letzte Restchen aussterben. Die Filmkunst wird um eine ganze Stufe gehoben sein, wenn eines Tages kein „Double" mehr sein Leben zu riskieren braucht.

Amerikanische Kunst.

Drei amerikanische Maler erzählten sich von ihrer Arbeit. „Neulich", sagte der eine, „neulich hab' ich ein kleines Holzbrett so täuschend marmoriert, daß es später, als ich's in den Fluß warf, sofort untersank wie ein Stein."

„Pah", sagte der zweite, „gestern hing ich ein Thermometer an meine Staffelei mit der Polarlandschaft. Das Quecksilber fiel sogleich auf 20 Grad unter Null."

„Das ist alles nichts, Boys", bemerkte der dritte Maler. „Mein Porträt eines prominenten Newyorker Millionärs war so lebenswahr, daß es ... hm ... daß es zweimal in der Woche rasiert werden mußte."

Anonymer Brief.

Ein bekannter Politiker empfing einen anonymen Brief. Darin stand weiter nichts als: „Lausejunge". Der Empfänger besah sich das Malheur: „Ich bekomme viele Briefe ohne Unterschrift. Dies ist die erste Unterschrift ohne Brief."

Freundinnen.

„Der Fritz gefällt mir soweit ganz gut, nur hat er so kleine Augen!" „Deswegen kannst du ihn ruhig heiraten, nach der Hochzeit wird er schon große machen!"

Spiel mit Florence.

Kriminalskizze.

„Wollen Sie mir die Freude machen, morgen den Tee bei mir zu nehmen?" Florence lächelte und sah den Fremden durch ihre langen Wimpern erwartend an.

„Sie sind sehr liebenswürdig, gnädige Frau."

„Werden Sie kommen?" — „Gern."

Die Oper war zu Ende, und der Fremde begleitete Florence durch die Foyers. Ihre Bekanntschaft währte zwei Stunden. Er war nach dem ersten Akt in die Loge getreten und hatte sich einer schlanken, zarten Frau gegenübergesehen, in deren hellblondem Haar sich die Lichter der Bühne spiegelten. Ein herabgefallener Handschuh, eine Bitte um das Programm ergaben die ersten Worte. Die Pausen verplauderten sie im Halbdämmer des kleinen Salons, der ihre Loge abschloß. Er sprach über ihr Kleid, und sie fragte ihn nach den tausend Kleinigkeiten seines Berufes. Sie sprach von ihrer Einsamkeit, und er fragte sie nach den tausend Kleinigkeiten ihres Herzens. Als sich die Oper dem Ende näherte, küßte er leise ihre Hand. „Ich danke Ihnen für diesen Abend", sagte er.

Sie lächelte: „Ich werde mich freuen, Sie morgen bei mir zu sehen."

Robert Lederer fühlte, daß ein Mann ihm folgte. Als er sich von Florence verabschiedet hatte, war der Fremde aus dem Dunkel eines Hauses getreten und ihm nachgegangen. Zuerst glaubte Robert Lederer an einen Zufall. Aber der gleichmäßige Abstand, der zwischen ihnen blieb, obwohl der Weg der ursprünglichen Richtung oft entgegenlief, schloß die Möglichkeit eines Irrtums aus. Robert Lederer blieb plötzlich stehen, ging mit schnellen Schritten auf den Fremden zu und sprach ihn an: „Wollen Sie mir etwas sagen?"

„Ja."

„Dann beeilen Sie sich!"

Der Fremde war einen Schritt zurückgetreten und schien von der schnellen Verfolgung, zu der er sich gezwungen gesehen hatte, erschöpft. „Sie sind morgen nachmittag von einer Dame zum Tee gebeten", sagte er.

Robert Lederer sah erstaunt auf. „Woher wissen Sie das?"

„Ich kenne die Dame."

„Eine Eifersuchtsszene?"

„Keineswegs. Ich bin verheiratet," der Fremde sagte es demütig, „seit zwanzig Jahren mit einer andern Frau."

„Was geht Sie dann die ganze Angelegenheit an?"

„Ich möchte den Herrn warnen."

Robert Lederer erklärte abweisend: „Danke. Ich brauche Ihre Ratschläge nicht."

„Es ist doch besser, wenn man vorher weiß, was geschehen wird," erwiderte bescheiden der andere, „um 5 Uhr werden Sie bei Florence Vidor sein. Zehn Minuten später wird es klingeln. Ein Herr tritt in das Zimmer und bringt eine Rechnung über viertausend Mark. Die Dame wird sich entschuldigen, sie habe nur zweitausend Mark im Hause. Der Herr im schwarzen Haar, mit kurzem Bart und einer grauen Brille über der Nase erklärt dann, darauf könne er sich nicht einlassen und er müsse den verpfändeten Schmuck noch heute verkaufen. Die Dame wird Sie bitten, ihr zu helfen. Wenn Sie es ablehnen, bekommt sie einen Weinkrampf. Nützt auch das nichts, so macht sie einen Selbstmordversuch. Es wird Ihnen nichts übrig bleiben, als die restlichen zweitausend Mark zu zahlen. Und damit hat der Tee seinen Abschluß gefunden. Denn Florence ist eine ehrenwerte Dame und durch die Aufregungen jetzt zu erschöpft, um weiter plaudern zu können. Sie werden gehen. Dann tritt Florence in das Nebenzimmer, wo sie dem andern Ihre zweitausend Mark abnehmen wird. Eigentlich nur 1950, denn fünfzig gibt sie ihm für seine gutgespielte Rolle. Es ist Wilhelm, ihr ehemaliger Diener."

Robert Lederer hatte halb verwundert, halb belustigt zugehört. „Woher kennen Sie den Vorgang so genau?"

„Weil er sich seit Jahren jeden zweiten Tag wiederholt."

„Aber woher wissen Sie es?"

„Ich bin Wilhelm."

„Sie?"

„Ja. Ich spiele den Gläubiger."

„Und warum erzählen Sie es mir?"

Der Fremde trat näher: „Weil hundert Mark mehr sind als fünfzig. Und ich nehme an, daß Sie mir gern hundert Mark zahlen werden, wenn ich morgen nachmittag daheim bleibe und nicht mit der Rechnung erscheine."

Robert Lederer lachte: „Und wenn ich Sie enttäusche?"

Der andere sagte ruhig: „Das halte ich für ausgeschlossen. Florence Vidor ist eine viel zu kultivierte Frau. Sie ladet nur wirkliche Gentlemen ein." —

Am kommenden Nachmittag 5 Uhr nahm Robert Lederer seinen Tee bei Florence Vidor. Zehn Minuten später klingelte es. Ein Herr trat ein, mittelgroß, mit schwarzem Haar und kurzem Bart. Auf seiner Nase saß eine graue Brille.

„Ich komme wegen der viertausend Mark, gnädige Frau", sagte er.

Florence trat zum Schreibtisch, entnahm einem Kästchen 20 Hundertmarkscheine und legte sie auf den Tisch.

„Ich habe heute leider nicht mehr Geld. Kommen Sie in einigen Tagen wieder!"

„Ich bedaure. Völlig ausgeschlossen. In diesem Falle müßte ich..." Robert Lederer war aufgestanden und sagte: „Gestatten Sie mir, gnädige Frau, daß ich den restlichen Betrag für Sie auslege?"

„Aber..."

„Sie erweisen mir einen Gefallen."

„Wenn Sie unbedingt darauf bestehen..."

Robert Lederer entnahm seiner Brieftasche zweitausend Mark und legte sie auf den Tisch. Der Gläubiger nahm die viertausend Mark an sich, grüßte kurz und verließ den Raum. Auch Robert Lederer war zur Tür getreten.

„Gnädige Frau," sagte er, „es war mir ein Vergnügen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Leider verbietet mir meine Arbeit, Ihre wirklich kostbare Zeit länger in Anspruch zu nehmen."

Florence lehnte schweigend am Fenster. Als die Tür hinter ihr ins Schloß fiel, lächelte sie leise und ging in das Nebenzimmer. „Wilhelm!" flüsterte sie, „Wilhelm?"

Keine Antwort.

„Wilhelm! Wilhelm!"

Und noch einmal, angstvoll, aufgeregt, laut:

„Wilhelm!"

Wilhelm war heute nicht gekommen.

Zehn Minuten später trat Robert Lederer in das kleine Kaffee. An einem Tisch saß sein Freund Jimmy und winkte ihm zu. Da lagen eine schwarze Perrücke, ein kurzer Bart, eine graue Brille. „Das Geld war leicht verdient," sagte er, „hier sind Deine zweitausend Mark. Die restlichen zweitausend Mark teilen wir wohl?"

Robert Lederer nickte: „Mit Vergnügen. Die hundert Mark für Wilhelm, der heute daheim blieb, trage ich gern aus meiner Tasche. Du hast Deine Rolle ausgezeichnet gespielt. Und sonst haben wir ja die gleichen Spesen gehabt."

„Schön war Florence. Fast hat es mir leid getan."

Robert Lederer lächelte sorglos: „Sie hat einen so leichten Beruf," sagte er, „warum soll sie nicht auch einmal Spesen haben?"

Die Zinnmine in den Stirlingbergen.

„Da drüben", sagte der Australier zum Fremden, „liegt Blackys Zinnmine. Vielleicht ist es die von euch gesuchte."

Die beiden Männer standen auf einer der höchsten Erhebungen der Stirlingberge und sahen in einen von schroffen Felswänden eingeschlossenen Talkessel hinab.

„War ein putziger Kerl, dieser Blacky", fing der Australier wieder an. „Vor ungefähr zehn Jahren tauchte er eines Tages unten im Ort vor meinem Laden auf. Trotz seines schwarzen Haares, um dessentwillen wir ihn eben Blacky nannten, mochte er schon an die fünfundfünfzig Jahre alt sein. Er kam mit Packpferd und Gewehr und sah alles andere als vertrauenerweckend aus.

‚Ich brauche eine Menge Sachen', sagte er zu mir. ‚Patronen, Leinenanzüge, Konserven. Ihr könnt Zinn dafür haben. Was zahlt Ihr dafür?' Ich hatte zwar noch nie mit Zinn gehandelt, aber ich wollte mir den Kunden sichern und suchte in der letzten Zeitung nach der Notierung. Ich nannte ihm einen Preis, der mir auf jeden Fall Gewinn versprach, und wir wurden handelseinig.

Dann mußte ich mich über Blacky wundern. Er wollte einen Leinenanzug, Größe 45, haben. ‚Mann,' sagte ich, ‚der paßt euch nicht.' — ‚Kümmert euch um eure Sachen!' brummte er, und ich gab ihm den Anzug.

Seitdem kam er fast jeden Monat mit Zinn, kaufte dies und das und behielt sein brummiges Wesen. Im Ort sprach sich die Sache herum — man hatte mich wohl beim Zinnabwiegen gesehen —, und ein paar Leute wollten entdecken, wo Blacky das Zinn gewann.

Ich weiß nicht, wie das Abenteuer verlief. Auf jeden Fall trommelten mich ein paar Leute bei Nacht aus dem Bett — ich verkaufte auch Verbandzeug — und meinten, sie hätten einen zum Flicken bei sich. Ich sah mir die Sache an. Der Kerl hatte einen Schuß in der Schulter, und die Kugel saß auf der anderen Seite im Fleisch. Ich holte sie heraus, verband die Geschichte, und die Leute zogen schweigend wieder ab. Die Kugel kannte ich recht gut. Von der Sorte hatte Blacky bei mir gekauft. So konnte ich mir meinen eigenen Vers auf die Sache machen.

Blacky sagte kein Wort von der Geschichte. Wir standen mehr als acht Jahre in Geschäftsverbindung, ohne auch nur einmal eine private Unterhaltung zu führen. Dagegen hatte ich noch ein paarmal Gelegenheit, einen Schuß zu verbinden, bis die Leute das Suchen nach Blackys geheimer Mine aufgaben.

Vor einem Jahr etwa kam ein Freund aus Perth hierher. Der wollte ein Känguruh schießen. ‚Ich möchte mir dabei die Gegend ansehen', meinte er. So nahmen wir ein Packpferd, Proviant und Gewehre und streiften in den Bergen herum.

Am dritten Abend kamen wir hier oben an. Ich war noch nie hier gewesen und betrachtete den Kessel durch das Fernglas. Da entdeckte ich dort drüben, wo die Baumgruppe steht, einen Menschen. Er schien lange Haare und ein junges Gesicht zu haben, und ich dachte an meine Leinenanzüge, Größe 45. Doch der Abend kam rasch, und wir mußten Entdeckungen für diesen Tag aufgeben.

Am andern Morgen waren wir kaum ein paar hundert Meter hier auf dem Kamm entlang gegangen, als wir plötzlich der Gestalt im Leinen-